

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 18

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

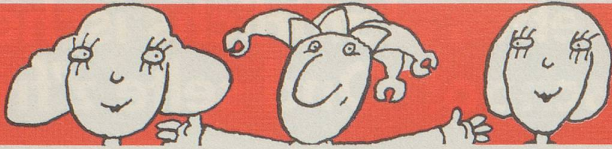
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Turbulenzen

Freitag, der dreizehnte! Und? Ich bin nicht abergläubisch. Sicher lacht mir heute sogar das Glück ...

Ich springe aus dem Bett. Stürze mich ins Freiübungsprogramm. Bin schon hellwach und beinahe topfit. Unter der Dusche wachsen meine Kräfte noch. Bald setze ich sie für Putzvorgänge ein: Badewanne und Waschbecken sollen brillieren.

Der Tatendrang treibt mich zum Bett. Ich straffe Leintücher, schüttle Kissen. Plötzlich halte ich irritiert inne. Ein seltsames Knirschen dringt an mein Ohr. Ich lokalisiere den Ursprung im Mund, fahre mit der Zunge über zehn Zähne, bringe etwas zum Wackeln. Mir schwant Unheil.

Ich renne vor den Spiegel, entblöse das Gebiss, blase, sauge, klopfe, rüttle. Ein Stück Krone kollert ins Lavabo.

Ich bin entzückt, überschlage mein Arbeitspensum, prüfe, ob sich eine Lücke für den Besuch beim Dentisten findet, entdecke eine winzige Möglichkeit, hoffe, sie nutzen zu können. Aber noch sause ich, zeitlich und räumlich von meinem Retter weit entfernt, durch die gute Stube. Ich muss mich dringend neu organisieren, sonst wandle ich mit beschädigtem Kauwerkzeug ins Wochenende.

Hastig erledige ich, was am häuslichen Herd zu tun bleibt, schaue alle paar Sekunden aufs Zifferblatt und stelle schliesslich fest, dass mir bis zur Abfahrt meines Pendlerzuges geraume Zeit bleibt.

«Eine Stärkung schadet nie», brumme ich, schreite zum Vorratsschrank, entnehme ihm eine Vitaminampulle, die ich als Muster geschenkt bekommen habe. Schnell will ich den Zipfel am einen Ende des Glasröhrchens abbrechen, da gellt ein Schrei

durch die Sechsuhrstille: Von meinem Zeigefinger hängt ein Hautfetzen, unter ihm hervor dringt Blut.

«Jetzt erst recht, aber schlauer!» befehle ich, drehe die Ampulle um, presse sie gegen die Tischplatte, will die zweite Spitze abknicken. Ein Splittern, ein Zischen: Scherben mischen sich mit meinem Lebenssaft; der Vitamincocktail klebt an den Küchenplättchen.

Ich bin begeistert, lasse die schöne Beschörung unberührt, denn jetzt tut die Plazierung diverser Pflaster not. Wie ich mit drei verletzten Fingern an zwei Händen zurechtkommen soll, weiss ich nicht.

Ich hebe die Leukoplastschachtel aus einer Schublade, ertaste mehrere Schnellverbandstreifen, zerre sie aus den Papierhüllen, verschmiere sie rot, werfe alle beiseite, fasse frische Exemplare, wiederhole das Prozedere.

Endlich sind meine Wunden bedeckt, doch nun gilt es, die Spuren des unheilvollen Wirkens zu entfernen.

Ich lasse Wasser laufen, gerate

mit den Pflastern unter den Strahl, beachte es nicht, bis das halb geronnene Blut erneut fliesst. Wieder starte ich einen tapferen Versuch in Erster Hilfe.

Nach einer Ewigkeit ist es mir möglich, den Gang zum Bahnhof anzutreten. Die SBB distanzieren mich körperlich und seelisch von der Stätte des Verhängnisses. Am Reiseziel angelangt, stürze ich zum nächsten Telefon, schildere einer aufmerksamen Zahnarztgehilfin mein orales Leiden – und liege wenig später unter dem sirrenden Bohrer. Was mir das Folterinstrument antut, erdulde ich mit Freuden: Nichts kann an diesem denkwürdigen Tag schlimmer werden ...

Den medizinischen Feuerwehrübungen folgen redaktionelle Kämpfe. Dann haben auch sie ein Ende. Ich entschwebe in die Feierabendfreiheit.

Bei meiner Heimkehr reflektiere ich das Geschehene, wundere mich über so viel Pech – bis mein Blick auf den Kalender fällt: Freitag, der dreizehnte! Und?

Ich bin nicht abergläubisch.

Die Ungeheuer

«Weisst du», kicherte Tante Julia am Telefon, «es sind halt auch noch so Ungeheuer darunter.» Ich hatte mich nur erkundigt, ob sie viele Blumen zu ihrem 85. Geburtstag erhalten habe, und mit «Ungeheuern» bezeichnen wir im Familienjargon jene übergrossen, superprächtigen Blumenschalen, die den Beschenkten nicht selten zur Verzweiflung bringen. Ein Topf von 50 cm Durchmesser, gefüllt mit Erde und etwa zehn Pflanzen, wiegt gut und gern 35 kg, und ein Kran wird nicht mitgeliefert. Ich wurde deshalb gebeten, mich der floralen Schwergewichtler anzunehmen.

Tante Julia traf ich, vergnügt wie immer, inmitten dreier Ungeheuer, die auf makellosem Parkett und ebensolchen Teppichen deponiert waren und gewässert werden sollten. Das heisst, zu wässern waren nur die blühenden Pflanzen, ein feuchtigkeitsgieriger Zitterstrauch und eine Miniatur-Zimmerlinde. Der Rest des Gemüses, verriet mir mein grüner Daumen, liebte es trocken. Mir wird jeweils angesichts solcher territorialer Gewaltanwendungen fast übel, besonders, wenn

das Ganze hügelartig angerichtet und erst noch mit bunten Steinchen wie mit Zuckerguss übersät ist. Aber das Arrangement «stellte etwas vor», zweifellos. Wenigstens verwenden Verkäufer diesen Ausdruck mit Vorliebe, wenn es gilt, einen kostbaren Geschenkartikel an den opferwilligen Geber zu bringen. Wehe dem Empfänger! Er ist dann das Opfer dieses Opfers, denn Sachen, die «etwas vorstellen», haben selten ein Innenleben, dafür viel lästigen Pomp an sich. Diesen gilt es dann zu verehren, weil teuer, und überdies herzlich zu verdanken.

Ich liess mich also demütig nieder, umfasste eines der Ungeheuer und richtete mich dann ächzend auf, um es in die Küche zu schleppen. Dort wuchtete ich es über den Schüttstein und drehte den Wasserhahn auf, hoffend, die «Trockenen» nähmen mir die Rosskur nicht übel. Ich erinnerte mich wieder einmal schauernd jener Theorien, die besagen, die Pflanzen hätten Gefühle wie Lebewesen aus Fleisch und Blut; wir hätten nur die Ohren nicht, ihre Schreie zu hören. Wenn das stimmen sollte und unser Hörorgan entsprechend ausgebildet wäre, könnten wir es wohl in der Nähe von Ungeheuern ohne Schalldichtmauer nicht aushalten.

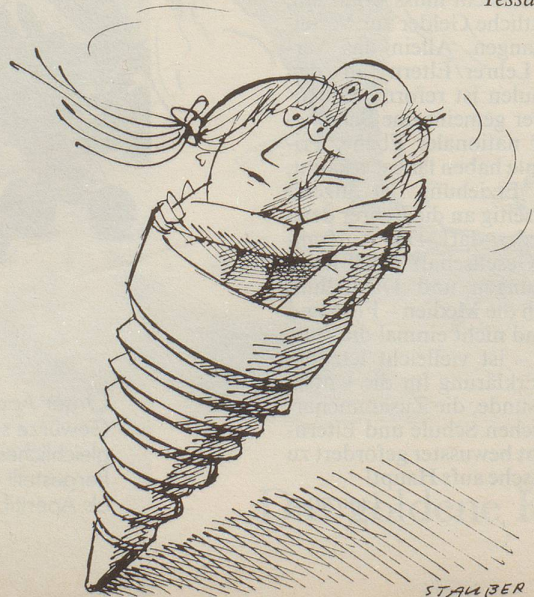
Item, zweimal noch wiederholte ich die Gewichthebe-Nummer, danach machte ich mich mit schmerzdem Rücken auf den Heimweg.

Am folgenden Tag läutete es, und ein junger Mann, der im selben Haus wohnt wie Tante Julia, knallte keuchend das grösste der Ungeheuer auf meinen Küchentisch. Tante Julia hatte sich von den dreien getrennt, aus Notwehr, wie sie ausrichten liess. Ich griff sofort zum Schäufelchen und seziierte die bunte Pracht.

Jedes der eingepferchten Pflänzchen erhielt seinen eigenen Topf, wo sie heute noch stehen, falls sie nicht mangels Treibhauses und anderer Schikanen gestorben sind.

«Sagen Sie's mit Blumen!» – trotzdem und unentwegt, denn sie verüssen das Leben. Wenn es unbedingt etwas Teures sein muss, darf es auch ein grosszügiger Fleurop-Gutschein sein. Aber Tante Julia sowie andere Opfer bitten sehr, sie fortan vor Ungeheuern zu verschonen.

Tessa Daenzer



Betupft

Sie mochte um die fünfzig Jahre alt sein. Man sah ihr an, dass sie froh war. Ein feines Lächeln spielte um ihre Lippen. Und fast hatte man das Gefühl, ihr Gang sei beschwingt. Wirklich erfreulich, was sie da soeben entdeckt hatte. Der Frühling war gerettet.

Auch ihr Mann schien zufrieden zu sein. Nun war die Welt wieder in Ordnung, beziehungsweise das Kleid im Schrank. Die beiden waren vor einem führenden Modehaus stehengeblieben und hatten die Auslagen betrachtet. Nach diesem längeren Schaufensterstudium hatte die Gattin herausgefunden, dass frau wieder Tupfen trägt.

Wirklich ein Glück, dass sich die Modemacher für Tupfen entschieden haben. Nicht auszudenken, wenn sie sich nicht ...! Aber eben, sie haben sich ja!

Daher teilte die Gattin ihrem Mann erfreut mit, dass sie das alte Kleid wieder tragen könne, wo es doch erneut modern sei. Wenn das kein Glück war!

Denn: Hätten die sich nicht für Tupfen entschieden, hätte die Frau das Kleid glatt wegwerfen müssen!

Rini

Klebrig

Natürlich hat es die Mutter geahnt, nein gewusst, vorausgesehen. Aber welche Mutter getraut sich schon, ihre Gedanken, ihre Befürchtungen auszusprechen? Junge Leute wollen alles selbst erfahren und nicht von den Erfahrungen anderer profitieren, schon gar nicht, wenn diese anderen in enger verwandtschaftlicher Beziehung zu ihnen stehen!

Und nun ist es also geschehen. Sie hat es mir erzählt, am Telefon. Gesehen habe ich es nicht, aber ich kann es mir vorstellen, lebhaft.

Sie ist momentan am Ende der Welt in einem Spital beschäftigt. Da dieses Spital in den Bergen liegt, widmet sie ihre Freizeit dem Langlaufsport. Das wäre weiter nicht schlimm, wenn sie nicht auf Wachs-Latten umgestiegen wäre, und es war ja auch nicht schlimm, solange Trockenwachs an der Tagesordnung war. Aber jetzt geht es auch in den Bergen dem Frühling entgegen, und das heisst für den eingeweihten Langläufer: Klisterschnee. Eben dieser Klisterschnee ist die vorausgeahnte Katastrophe. Er sei, berichtete sie verzweifelt, schon bis zu ihrer Zimmertürfälle vorgedrungen! Dass man ihm durch Waschen bei 90 Grad nicht Meister wird, hat sie

auch schon gemerkt. Das lässt tief blicken!

Man stelle sich vor, sie würde die Klisterpaste im Spital einschleppen! Arme Patienten, noch ärmere Krankenschwestern! Da nützen keine Antibiotika, Isolation wäre zwecklos, Quarantäne machtlos. Klisterschnee ist Klisterschnee. Wen's einmal erwischt hat, den hat's erwischt, lebenslang. Ich habe es ja gewusst. Zum Glück bin ich so weit weg!

Dina

Andere Wege

Nach dem Tod von Willi Ritschard hat Ilse Frank den Artikel «Unverstand» geschrieben gegen diverse Schreiber und für den Menschen Ritschard, der im Zentrum seiner Macht er selbst geblieben sei. Für diesen Artikel hätte ich Ilse am liebsten umarmt, und er lässt mich seither nicht mehr los.

Für mich ist Ritschard der Prototyp eines senkrechten Politikers und Menschen. Er vertrat mit ganzem Herzen die Arbeiterschaft, und er hatte genug Sachverstand, zu erkennen, dass es ihr nur gutgeht, wenn es der ganzen Wirtschaft gutgeht. Er wagte, manches Unrecht beim Namen zu nennen, aber er konnte auch eigene Fehler zugeben.

Macht ist ja nicht nur politische Macht. Wie viele Männer, die Karriere gemacht haben, an der oft ihre Ehefrauen wacker mitgearbeitet haben, werden von ihrer kleineren oder grösseren Macht verdorben! Sie entdecken plötzlich ihre jungen Sekretärinnen oder andere -innen und merken nicht, dass ihre Attraktivität nur auf ihrem lockeren Portemonnaie oder auf einem warmen Nest beruht. Was dabei zugrunde geht, kümmert weder sie noch die «neuen» Frauen.

Für die betroffenen Ehefrauen wirkt die Veränderung meist wie eine seelische Atombombe, deren Pilz sich über die gemeinsamen Kinder, die übrige Familie und den Freundeskreis ausbreitet. Ich frage mich, wie die «neuen» Frauen auf einem solchen Trümmerfeld ihr Glück geniessen können.

Hätte ich doch noch meinen Kinder glauben! – Aber auch in der Kirche wird uns ständig eingehämmert, Jesus habe die Sünderinnen bevorzugt, und eine ausgleichende Gerechtigkeit zu glauben ist anscheinend auch nicht mehr christlich. Wo hat das wachsende Heer von verzweifelt, sitzengelassenen Frauen seinen Platz? Auch in der Gesellschaft bekommen sie die Nachteile zu spüren – und die anderen sind salonfähig geworden!

REKLAME

Warum

machen Sie die Ferienrechnung ohne den Wirt vom

Albergo Brè Paese
6911 Brè s. Lugano
Tel. 091/51 47 61

Den Männern möchte ich sagen: Willi Ritschard hätte sich nie zum geschilderten Tun hergegeben, obwohl er attraktiver war als mancher Frauenheld. Er konnte eben er selbst bleiben, weil er schon bevor er Macht besass, eine Persönlichkeit war und kein Waschlappen. An die Frauen möchte ich von ganzem Herzen die Bitte richten, nicht wegen eines prickelnden Abenteuers, wegen eines finanziellen Vorteils oder um der Ehrsucht willen das Leid in unserer Welt derart vergrössern zu helfen.

Es gibt andere und dankbarere Wege, Ehekrise zu bewältigen!

Hedwig

Echo aus dem Leserkreis

Vorsichtig umgehen!
(Nebelspalter Nr. 12)

Sehr geehrte Frau Rotach

Mit Ihrer Glosse erwecken Sie den Eindruck, Waldschäden oder sogar das «Waldsterben» stehe im engen Zusammenhang oder sei sogar direkte Folge des Strassenbaus.

Auch wenn ich nicht bestreiten möchte, dass der Strassenverkehr zur Luftverschmutzung und damit auch an die Waldschäden beiträgt, so besteht doch keinerlei Grundlage für die Feststellung des schädlichen Anteils des Strassenverkehrs.

Gemäss Sanasilva-Studie gibt es Regionen mit schwachem Motorfahrzeugverkehr und grösseren Baumschäden und umgekehrt. Dementsprechend führt die Erklärung, die Transjurane bringe dem Jura den «sterbenden Wald», nur zur Verunsicherung und allenfalls Panikmache. Dies kann ja sicher nicht Ihr Ziel sein.

Ich halte dafür, dass man mit so ernsthaften Dingen wie dem Umweltschutz – der ein echtes Anliegen aller sein muss – entsprechend vorsichtig umgehen müsste.

Nüt für unguet und freundliche Grüsse

Dr. André Arnaud, Direktor ACS

Bittere Tränen

(Nebelspalter Nr. 14)

Sehr geehrte Frau Gobrecht

Ich gehe von der Annahme aus, dass Sie in Ihrem Artikel alles ernst gemeint haben. Sollte dies nicht der Fall sein, so belehren Sie mich bitte eines anderen! Ich hätte dann eine Satire völlig falsch verstanden. So aber scheint es, dass Sie ein grosses Problem haben. Um es sich vom Her-

zen zu schreiben, dafür haben Sie den Nebel auserkoren! Mit Erstaunen habe ich zur Kenntnis nehmen müssen, dass es anscheinend Leute gibt, denen das halbjährliche (!) Ertönen der Sirenen Sorgen bereitet im Hinblick auf das Wohlergehen ihrer selbst und ihrer Mitmenschen.

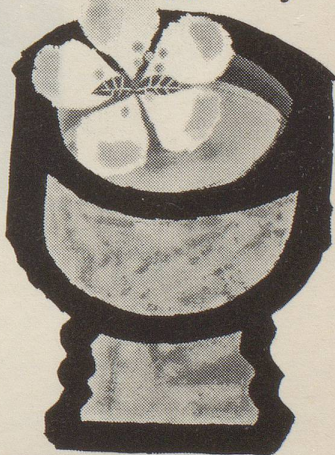
Sie sind überaus glücklich zu schätzen, wenn Ihr «Sorgenpaket» während des ganzen Jahres so klein ist, dass Sie für so etwas Ihre gesammelten Emotionen einsetzen können. Ich finde, Ihr Artikel hätte wenigstens einen anderen Titel verdient. Etwa «Sorgen in lang anhaltenden Friedenszeiten» oder vielleicht «Sorgen bei zuviel Wohlstand und Zivilisation».

Um mein Unverständnis für Ihren Artikel verständlich zu machen, muss ich Ihnen vielleicht mitteilen, dass ich in einem Dorf wohne, wo bereits erfolgreich (!) gegen allmorgendliches Kirchengeläut beziehungsweise Hahnengekrähe geklagt wurde. Ich hoffe, dass es Ihnen gelingt, Ihr Kind wenigstens von allen anderen Unbilden des Lebens abzuschirmen und Ihren Glauben daran nicht zu verlieren, dass Ihnen das Kind dafür dankbar sein wird.

Ich habe gehört, nicht nur das Lachen, sondern auch das Weinen könne innere Spannungen lösen und allfällige «Nebel spalten». Aus diesem Grund weine ich hiermit bitterlich über Sie, Frau Gobrecht, für einmal auch über den Nebelspalter und nicht zuletzt für das trotz allem immer noch schöne Schweizerland.

S. Häfliger, Elgg

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet